

Liebes-Spiegelungen in der Gegenwartsliteratur

Literatur wäre ohne Liebesgeschichten undenkbar. Wie sich Menschen begegnen, ineinander verlieben, tragisch einander verfehlen oder trotz aller möglichen Widerstände zueinander finden, wie ihre Liebe zerbricht oder wie sie beieinander bleiben – diese Beziehungsfäden weben die unerschöpflichen Grundmuster literarischer Phantasie. Vier Grundmotive werden in diesem vielfältigen Webteppich erkennbar.

Liebende wissen mehr

Georg Langenhorst

- Zunächst fällt ein Motiv ins Auge, das in Groschenheftchen genauso zu Hause ist wie in den großen Werken der Weltliteratur: Der mühsame, verschlungene, letztlich aber doch zum Ziel führende *Weg zweier Liebender zueinander*.
- Daneben tritt ein zweites Motiv: die *scheiternde Liebe*. Ganz offenbar gilt: Konflikt, Zerschneiden von Lebenswegen, Abschied und Aufbruch sind Strukturmomente, die künstlerisch herausfordernd sind. Sie lassen sich literarisch leichter gestalten als gelingende und erfüllende Liebe.
- Ein drittes Motiv wird deshalb viel seltener ausgestaltet: Das *Bewähren einer Liebe* in der Krise, die Treue durch alle Bedrohungen hindurch.
- Ein viertes und letztes Motiv, das erkennbar wird: Die Reflexion über die Liebe angesichts des Wissens um die *Sterblichkeit* des Partners.

In diesen vier Motivbündeln geht es um die Darstellung von Entwicklung, Reibung, Konflikt und Dramaturgie, also um Einzelelemente der Webflächen vielfältiger Liebeslandschaften, die literarisch gestaltet werden können. Diese Motivfäden sollen im Folgenden – in aller gebotenen Kürze – an je einem

ausgesuchten Beispiel aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur veranschaulicht werden.

Erstes Motiv: Hinwege zur Liebe

Wie kommt es dazu, das aus dem »Verlangen nach Liebe« (2007) auch wirklich eine »große Liebe« (2003) werden kann, so die Titel zweier jüngerer Erfolgsromane des Schriftstellers *Hanns-Josef Ortheil* (*1951), der es gegen alle Tabuisierungen¹ wagt, gelingende Liebe literarisch zu beschreiben? Eines von so vielen möglichen Beispielen greife ich heraus: Der 1966 in Göttingen geborene Dramatiker *John von Düffel* veröffentlichte 1998 seinen ersten mit zahllosen Preisen ausgezeichneten Roman »Vom Wasser«. In diesem gleichzeitig poetischen, in feinfühligem Sensibilität sprachmächtigen und reflexionsreich vielschichtigen Roman erzählt der Autor das Schicksal einer Papierfabrikantenfamilie über fünf Generationen. Vor allem die drei – stets namenlosen – großen Patriarchen dieser Familie stehen im Zentrum der Erzählungen: der energiestrotzende Urgroßvater als Gründer des Unternehmens, der kühl kalkulierende Urgroßvater als Erbe und Erweiterer des Betriebs, vor allem aber der Großvater. Als dritter Sohn war er nie als Erbe vorgesehen, widmete sich lieber der Malerei. Als die beiden älteren, strahlenden, beliebten Söhne in den zweiten Weltkrieg ziehen, wird er mit dem Anspruch konfrontiert, plötzlich selbst das Unternehmen führen zu müssen. Als Kind hatte er sich beim Eislaufen ein Knie gebrochen, seitdem war er ein Krüppel mit steifem Bein. Ein erwachsener Mensch: groß, massig, schief gewachsen, der gewaltige Schädel fast kahl, nie geliebt, bestenfalls wegen seiner Zornausbrüche gefürchtet.

Gerade von diesem Großvater wird nun eine zarte und eindringliche Liebesgeschichte erzählt: Früh-

morgens macht er sich auf den Weg, um zu angeln. Noch vor aller Tagesgeschäftigkeit legt er der jungen Küchengehilfin Forellen auf den Küchentisch: Zieht sich in den Schatten zurück, sieht zu, wie sie mit flinken Händen die Fische ausnimmt, im frischen Wasser säubert, zubereitet. Kein Wort fällt. Und so jeden Morgen: In früher Morgendämmerung steht sie am dunklen Küchenfenster, späht auf die Wiese zum Fluss hin, bis langsam und undeutlich der Schatten des hinkenden, unförmigen Krüppels – Besitzer und Herrscher über Land und Leute – auftaucht. Auf seinem Rücken die Angel, wippend im Hinkschritt, die ihr wie ein dritter Arm zuwinkt. Diese zärtliche Szene bleibt im Bewusstsein, auch wenn später von der Eheschließung berichtet wird, von den Ehejahren und den Ehekonflikten. Kurz vor seinem Tod kommt es so zu einer Wiederholung: Noch einmal angelt er für seine Frau, die viele Jahre nicht mehr in der Küche gestanden und gearbeitet hat, noch einmal legt er ihr die Fische auf den Tisch, noch einmal nimmt sie die Forellen, wäscht sie, nimmt sie aus, bereitet sie zu, und er steht stumm dabei und folgt den flinken Händen: »Vielleicht hatte er es auf eine Wiederholung jener Stunden abgesehen, die für ihn die schönsten gewesen sein müssen, vielleicht hatte er sich so weit in seine Erinnerung hineingelebt (...), dass er diesen Moment noch einmal erleben wollte.«² Für uns Lesende wie für den Großvater: Was von dieser Ehe als wichtigstes bleibt, ist die Erinnerung an die aufkeimende Liebe.

Zweites Motiv: Zerbrechende Liebe

Zerbrechende Liebesbeziehungen, zerstrittene Ehepartner, Mann und Frau, die sich gegenseitig den Alltag zur Hölle machen – derartige Konstellationen finden sich in der Literatur zuhauf. Literatur lebt offensichtlich vor allem vom Konflikt. Derartige Konflikte im Familienkreis und zwischen Partnern sind das zentrale Hauptmotiv im Gesamtwerk der 1956 in Dahme (Brandenburg) geborenen, seit

vielen Jahren in Frankreich lebenden Schriftstellerin *Birgit Vanderbeke*, die vor allem mit der Erzählung »Alberta empfängt ihren Liebhaber« von 1997 den Durchbruch zur bekannten und preisgekrönten Autorin schaffte. Ihr wichtigstes Stilmerkmal: ein Bewusstseinsstrom aus sich windenden, immer wieder um ähnliche Erfahrungen kreisende Satzspiralen. Ihr wichtigstes Thema: Das – zumeist scheiternde – Alltagsleben im kleinen Familienkreis, in dem sich das Lebensgefühl der Gegenwart brennspiegelartig bündelt.

1990 veröffentlichte Vanderbeke die kleine Erzählung »Das Muschelessen«. Eine Frau wartet mit ihren beiden erwachsenen Kindern auf die Rückkehr ihres Ehemannes, der sich von einer mehrtägigen Geschäftsreise eine wesentliche berufliche Beförderung erhofft hatte. Zu diesem Anlass wünscht er sich nicht nur den Empfang durch seine »normale Familie«, sondern zudem ein Muschelessen, das es stets nur zu besonderen Anlässen gibt. Der stets Pünktliche kommt jedoch nicht. Je länger er aber ausbleibt, umso mehr stürzt die Fassade der Wohlständigkeit und »Normalität« der drei Wartenden zusammen. Ein Wort der vorsichtigen Kritik gibt das andere. Der Ehemann wird mehr und mehr als Despot entlarvt, als bürgerlich-spießiger Tyrann, der Frau und Kinder schlägt und in eiserne Disziplin zwingt. Die von ihm erzwungene Wohlanständigkeit und seine aufoktroyierte Version von »Normalität« haben Frau und Kinder geistig verkrüppelt. Der Familienfriede und der Erhalt der Ehe waren nur durch absolute Anpassung und Unterwerfung zu erzielen. Nun werfen sie die Fesseln ab. Und ein Zurück wird es nicht geben.

Am Ende klingelt das Telefon, doch es ist nicht mehr wichtig, ob der Mann sich verspätet hat oder verunglückt ist. Seine Frau geht zwar auf das Telefon zu, nimmt dann aber nicht ab. Die Erzählung der Tochter, die uns die ganze Geschichte im inneren Monolog präsentiert, schildert den Schlusspunkt

wie folgt: »das Telefon hat weitergeklingelt, meine Mutter ist wieder zurückgekommen, ziemlich gerade ist sie mit einmal gegangen und hat nur noch wenig geschwankt; als sie beim Tisch angekommen war, hat sie laut und entschlossen noch einmal gesagt, andererseits, und voll Abscheu die Muscheln in ihrer Schüssel betrachtet, dann hat sie die Schüssel genommen (...) und wir haben nur noch gehört, wie die Schalen geklappert haben«³. Die Muscheln – Symbol der Unterdrückung, denn nur der Mann aß sie gern, alle anderen ekelten sich davor – werden in den Müll gekippt. Damit hat sich die Frau aus dem Zwangssystem ihrer Ehe befreit.

Drittes Motiv: In der Krise bewährte Ehe

Fast immer enden derartige Romane oder Erzählungen mit dem Auseinanderbrechen von Beziehungen. Anders im Werk von *Martin Walser* (*1927): In seinen zahllosen Romanen, von »Ehen in Philippsburg« (1957) über den »Lebenslauf der Liebe« (2001) bis hin zu dem Goethe-Roman »Ein liebender Mann« (2008), stehen immer wieder Liebesbeziehungen, meistens Ehepaare im Zentrum, deren Wege miteinander stets konfliktreich sind und ständig zu scheitern drohen. Das prägnanteste dieser Ehepaare tritt uns mit Helmut und Sabine Halm vor Augen, 1978 in der inzwischen zweifach verfilmten Novelle »Ein fliehendes Pferd« erstmals vorgestellt, 1985 im Roman »Brandung« erneut im Zentrum des Geschehens.

In »Ein fliehendes Pferd« treffen Helmut und Sabine Halm – beide Stuttgarter Bildungsbürger um die Fünfzig – bei einem Bodenseurlaub auf einen Studienfreund von Helmut, Klaus Buch und seine junge Partnerin Helene. In diesen beiden tritt ihnen die Gegenwart ihres eigenen Lebensentwurfes entgegen: flexibel, sportlich, durchtrainiert, gesundheitsbewusst, voller erotischer Vitalität stellen sie den Halms die ihnen eigene Behäbigkeit, Satttheit

und Gesichtertheit vor Augen. Nach einem gemeinsamen Abendessen und reichlichem Weingenuss liegen sie in ihrem Urlaubsbett. Als Sabine ihrem Mann deutlich macht, dass sie – nach langer Zeit – gern mit ihm schlafen würde, lehnt er ab. Natürlich sei ihre Art zu leben »falsch« angesichts des »Richtigen«, das ihnen Klaus Buch und Helene so deutlich zeigten, gibt er zu. Aber: »Lass uns beim Falschen bleiben. (...) Das Falsche ist das Richtige. Heute abend, Bine. Heute nacht.« Wenn sie einander heute nahekämen, »dann dächte sie an Klaus und er an Helene, und das sei eine Vorstellung, die ihn abrüste.« Enttäuscht protestiert sie, aber er »beugte sich über sie, küsste sie vorsichtig und sagte: Ach du. Einziger Mensch. Sabine.«⁴ Die eben doch nur Scheinwelt der Buchs wird am Ende der Novelle zerbrechen, während die Halms in aller Alltäglichkeit letztlich als liebendes Ehepaar bestehen. Die Bindung zu dem »einzigen Mensch« erweist sich als stärker als alle oberflächlichen Verlockungen und als alle fundamentalen Bedrohungen.

Viertes Motiv: Liebe angesichts der Sterblichkeit

Das letzte Motiv führt uns fort aus dem Bereich der Prosa, hin zur Poesie. Sie scheint jene literarische Gattung zu sein, in der allein ein Bedenken davon möglich ist, dass der geliebte Ehepartner eines Tages stirbt. Betrachten wir drei bemerkenswerte Gedichte von *Reiner Kunze* (*1933), wie stets bei diesem Dichter karge, sparsam gesetzte Wortgruppen, in denen die Pausen und das Ungesagte genau



so wichtig sind wie die nur Struktur andeutenden Zeilen. In seiner Gedichtsammlung »eines jeden einzigen leben« aus dem Jahre 1986 findet sich die zwei Jahre vorher entstandene Versgruppe⁵:

BITTGEDANKE, DIR ZU FÜSSEN

Stirb früher als ich, um ein wenig
früher

Damit nicht du
den weg vom haus
allein zurückgehen mußt

Bewusst bricht Kunze in diesem Gedicht an seine Frau hier gleich zwei Denktabus: Erstens, dass man überhaupt – als wenig über 50jähriger – über den künftigen Tod eines der Partner nachdenkt und das ihm gegenüber auch ausspricht, ja: er wird sogar als imaginärer Ansprechpartner »du« in das Gedicht hineingenommen. Zweitens, dass er den Gedanken wagt: Wenn schon, dann sollst *du* eher sterben!

Eigentlich ein ungeheuerlicher Gedanke, dem anderen den Tod zuerst zu wünschen! Und doch belegt die Begründung, dass echte Fürsorge und

Liebe diesen Gedanken trägt:

Der Partner soll ja nur »um
ein wenig« früher sterben

– das von vielen getragene

Ideal des fast gleichzeitigen

Todes der Partner schimmert

hier durch. Doch warum dann

erst der Tod des du? Weil der

einsame, vom Partner ver-

lassene Rückweg in das

geteilte Lebenshaus

die schwerere Al-

ternative ist. Weil

– so Kunze –

der Über-



lebende den schwierigeren Anteil übernimmt.

In dem Gedichtband »ein tag auf dieser erde« von 1998 kommt Kunze implizit noch einmal auf den Gedanken des näher betrachteten Gedichtes zurück. Genau so knapp gesetzte, genau gewählte karge Verse⁶:

SPAZIERGANG ZU ALLEN JAHRESZEITEN

Für E.

Noch arm in arm
entfernen wir uns voneinander

Bis eines wintertags
auf dem ärmel des einen
nur schnee sein wird.

Die Widmung für die Ehefrau lässt erneut keinen Zweifel aufkommen, dass Kunze über sich und seine Lebenspartnerin schreibt. Das Motiv des Spazierganges, des gemeinsamen und eines Tages einsamen Weges verbindet die beiden Gedichte. Zwei Bilder werden knapp aufgerissen: Der gemeinsame Spaziergang, Arm in Arm, in dem doch schon die Ahnung schlummert, dass der scheinbar gemeinsame Weg bereits ein Sich-Voneinander-Entfernen ist. Denn das zweite Bild schwenkt in die Zukunft: In den Fokus gerät jener Ärmel, auf dem eben noch engverschränkt der Ärmel des Partners lag. Im winterlichen Zukunftsblick wird sich dort stattdessen Schnee sammeln. Der Platz bleibt leer. Eine Zukunft ohne einander wird kommen.

Im bis dato letzten Gedichtband Kunzes »lindennacht« (2007) finden diese lyrischen Besinnungen auf Liebe und Sterblichkeit eine Fortsetzung, etwa in folgendem Gedicht⁷:

NOCH IMMER

Für E.

Noch immer ist's
der horizont der jugendlichen hüfte

Noch immer ist
das zarteste
das zarteste

Des spiegels unerbittlichkeit
vermag uns nicht zu täuschen

Wir wissen mehr
als er

Der Spiegel, der den alternden Körper – den eigenen wie den des geliebten Menschen – in aller Nüchternheit zeigt, lügt. Der Erinnerungsblick der Liebenden bewahrt den Zeit überdauernden Blick auf eine Wahrheit, die tiefer sieht: »Wir wissen mehr«...

1 Neben diesem Tabubruch stehen bei Ortheil weitere: das Schreiben über Kinder und die Integration von Bekenntnissen zu Religion und Glaube. Vgl. dazu: Georg Langenhorst: »Ich gönne mir das Wort Gott«. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur (Freiburg/Basel/Wien 2009), S. 87-93.

2 John von Düffel: Vom Wasser. Roman 1998 (München 2000), S. 274.

3 Birgit Vanderbeke: Das Muschelessen. Erzählung 1990 (München 1997), S. 109.

4 Martin Walser: Ein fliehendes Pferd. Novelle 1978 (Frankfurt 1980), S. 104.

5 Reiner Kunze: eines jeden einziges leben. gedichte 1986 (Frankfurt 1994), S. 64.

6 Reiner Kunze: ein tag auf dieser erde. Gedichte (Frankfurt 1998), S. 29.

7 Reiner Kunze: lindennacht. Gedichte (Frankfurt 2007), S. 22.

Prof. Dr. Georg Langenhorst ist Professor für Didaktik des katholischen Religionsunterrichts/Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg.